

Nicht lachen – die Kirche kann sich verändern

Regina Ammicht Quinn

Kirche, Kultur und Absurdität

„Sie haben einen neuen Papst gewählt.“ – „Und? Wen?“ – „Sie ist schwarz.“
Ein alter Witz.

Einer, über den in katholischen Kreisen seit Jahrzehnten gelacht wird.

Dieses Lachen offenbart die Absurdität eines Gedankens: Denn was könnte absurder sein als eine Frau im Papstamt, eine schwarze Frau zumal. Und das Lachen bleibt heute nicht wenigen im Hals stecken.

Es bleibt nicht wenigen im Hals stecken – und nicht nur, weil man sich die Einsamkeit dieser völlig fiktiven Frau zwischen den würdevoll gekleideten Kardinälen (und den namens- und gesichtslosen Nonnen, die waschen, putzen und kochen) nicht vorstellen mag. Die Teilhabe von Frauen an Führungsstrukturen religiöser Art ist nur einer der Punkte, an dem nicht unbedingt die Realität, aber doch das Selbstverständnis westlicher Gesellschaften und der katholischen Kirche auseinanderklaffen – Fragen von Lebensstil, Selbstbestimmung und Demokratie sind andere Punkte. Damit entsteht in vielen europäischen Gesellschaften ein deutlicher Bruch zwischen Kirche und Kultur: Was im gesellschaftlichen Kontext – je nach Perspektive – als normal, wünschenswert oder auch unmittelbar bedrohlich scheint, zeigt sich im katholischen Kontext als absurd.

Nun scheint sich die Mediengesellschaft mit dieser Absurdität versöhnt zu haben: Millionen von Menschen sind nach Rom gepilgert, als Johannes Paul II. im Sterben lag, als er beerdigt wurde, als Benedikt XVI. in sein Amt eingeführt wurde; an der Abschlussmesse des Kölner Weltjugendtags nahmen eine Million Menschen teil. Bilder des Religiösen waren allgegenwärtig, und die katholische Kirche ist in jeden Winkel der Medien-Kultur gedrungen. Es scheint, als habe das Religiöse in Gestalt des sterbenden und toten Papstes und in Gestalt des neuen Papstes den Bruch zwischen Kirche und Kultur überwunden.

Zugleich ist die Situation der katholischen Kirche in den westlichen Gesellschaften komplexer als die Fernsehbilder vermuten lassen. Die Bilder verdecken nur unvollständig die Tatsachen leerer Kirchen, mangelnder Priester, schließender theologischer Fakultäten, eines verschwindenden gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Einflusses und vieler areligiös aufwachsender Kinder; dies sind Tatsachen, die den Zusammenhang von kirchlicher Identität und Relevanz als

brüchig erscheinen lässt. Damit verbunden ist der Verdacht, dass ein großer Anteil des aktuellen Interesses an Kirche ein Interesse an Oberflächen und Formen ist, vielleicht auch immer wieder ein Interesse an spezifischen Gefühlen, aber weniger ein Interesse an Inhalten.

*Nicht lachen
– die Kirche
kann sich
verändern*

Die Vergangenheit der Zukunft

Die katholische Kirche in den westlichen Gesellschaften muss inzwischen die Möglichkeit der eigenen Zukunftslosigkeit in Betracht ziehen. Das Christentum und seine Kirchen könnten zum Event der Oberflächen werden, im Kern aber an ihren abendländischen Ausgangsorten absterben. Wie müsste Kirche sein, um in dieser Situation Zukunft eröffnen zu können?

Da sich die öffentliche Aufmerksamkeit der letzten Monate auf das Papstamt gerichtet hat und hier die merkwürdige Gleichzeitigkeit von innerkirchlicher Kritik und außerkirchlicher Faszination am stärksten zu sein scheint, soll genau an diesem Punkt noch einmal nachgefragt werden: Wer und wie sollte ein Papst sein?

Jede Zukunft hat eine Vergangenheit. Sie kann in den Blick genommen werden, um Zukunft zu entwerfen.

Petrus ist diejenige Gestalt, in dessen Nachfolge sich jeder Papst versteht. Dieser Petrus, ein Jünger Jesu, ist in den biblischen Texten eine durchaus vielschichtige und gebrochene Gestalt, verheiratet, Fischer von Beruf, Vertrauter und Verleugner Jesu, eine Führungsfigur in der jungen christlichen Gemeinde. In der Apostelgeschichte, dem Buch des Neuen Testaments, das vermutlich am Ende des 1. Jahrhunderts verfasst wurde und von der Ausbreitung der christlichen Botschaft erzählt, gibt es eine Geschichte über Petrus, die sich zu erinnern lohnt. Es ist eine Geschichte aus der Zeit, in der sich das Christentum noch nicht als Sekte oder gar eigene Religion vom Judentum distanziert hat und die Anhänger Jesu sich als fromme Juden verstehen.

Die Geschichte beginnt mit zwei Visionen. Die erste Vision hat der heidnische Hauptmann Cornelius, der offensichtlich dem Judentum nahe steht, aber noch nicht zum Judentum konvertiert ist. Dem Cornelius erscheint ein Engel, der ihm sagt, Gott habe ihn erhört und er solle nach Petrus schicken. Ehe die Boten des Cornelius bei Petrus ankommen, hat dieser selbst eine Vision. Petrus ist aufs Dach des Hauses gestiegen, um zu beten, und er ist hungrig – es ist vor dem Mittagessen. Während

Die Autorin

Regina Ammicht Quinn, Ethikerin und Moraltheologin, Dr. theol. habil., ist Professorin am Interfakultären Zentrum für Ethik in den Wissenschaften (IZEW) der Universität Tübingen. Veröffentlichungen zu Grundlagen- und Einzelthemen der Ethik (Körper, Sexualität, Glück, Gewalt, Globalisierung, Literatur und Ethik, Bildung u.a.), zur Kulturgeschichte des Christentums, zur Theodizeefrage, zur feministischen Theologie und Ethik. Für CONCILIUM gab sie zuletzt das Heft 3/2004 „Struktureller Verrat. Sexueller Missbrauch in der Kirche“ mit heraus. Anschrift: Humboldtstraße 1, 60318 Frankfurt. E-Mail: regina.ammicht-quinn@t-online.de.

er betet, sieht er eine große Schale vom Himmel herabkommen, voll mit allen Arten von Kriechtieren und Vögeln, viele davon nach jüdischem Verständnis unrein, möglicherweise alle, und er hört eine Stimme: „Schlachte und iss!“ (Apg 10,13) Petrus erklärt entsetzt, er habe nie in seinem Leben etwas Unreines gegessen, worauf die Stimme erwidert: „Was Gott für rein erklärt, nenne du nicht unrein.“ (Apg 10,15) Dieser Dialog wird dreimal wiederholt, dann wird die Schale in den Himmel emporgehoben.

Als nächstes treffen die Boten des Cornelius ein und Petrus geht mit ihnen. Zu diesem Zeitpunkt, so die Logik der Apostelgeschichte, gab es noch keine Heiden, keinen einzigen Nicht-Juden in der christlichen Gemeinde. Man war unter sich. Petrus trifft Cornelius, die beiden Visionen werden miteinander verknüpft und das Kapitel endet mit der ersten Taufe eines Heiden: „Ihr wisst“, sagt Petrus, „dass es einem Juden nicht erlaubt ist, mit einem Nichtjuden zu verkehren oder sein Haus zu betreten; mir aber hat Gott gezeigt, dass man keinen Menschen unheilig oder unrein nennen darf.“ (Apg 10,28)

Der ganze Vorgang sorgt für Unruhe in der Gemeinde in Judäa, und Petrus, nach Hause zurückgekehrt, wird scharf kritisiert. Was ist hier geschehen?

Petrus heißt „Fels“. Petrus kann zum Vorbild der Versteinierung werden – oder zum Vorbild des festen Fundaments, das frei macht für Veränderung. Der Petrus der Apostelgeschichte muss etwas aufgeben, woran er geglaubt hat. Wäre sein Glaube versteinert gewesen, dann käme ein Cornelius in der Geschichte des Christentums nicht vor. In einer Vision, die wir neuzeitliche Menschen als ein intensives Erlebnis der Gotteserfahrung deuten können, stellen sich für Petrus Fragen, die sich eigentlich nicht stellen müssten, weil er ja schon weiß, was richtig ist. Das Erlebnis der Vision erweitert seine Perspektive – und auf einmal stellen sich Fragen, die vorher keine waren. Damit ist die Geschichte keine Aufforderung zur (Juden-) Mission, sondern ein Grundkurs in Anerkennung.

Die Zukunft der Vergangenheit

Jeder Papst ist dann ein Nachfolger des Petrus, wenn er Visionen nicht abgeneigt ist; wenn er keinen versteinerten Glauben hat, sondern auf einem festen Fundament steht, das Veränderungen ermöglicht und damit Fundamentalismen ausschließt.

Der Inhalt der Vision, die Inhalte der Schalen, erschienen dem Petrus der Apostelgeschichte als Zumutung – unreine Speisen, die physischen Abscheu und moralischen Ekel hervorrufen: Weil es nicht sein kann, nie so war, unnatürlich ist, weil wir nicht bereit dafür sind, weil die Zeit noch nicht reif ist, weil es --- absurd ist. Absurd und lachhaft.

Was vermutlich heute in diesen Schalen läge, sind drei gut verschnürte Bündel:

- der gesamte Bereich menschlicher Beziehungen, menschlicher Körper, menschlicher Sexualität und Fruchtbarkeit – inklusive der Menschheitsfrage AIDS und deren Prävention;

- der gesamte Bereich der Inkulturation der christlichen Botschaft in veränderte und sich verändernde Kontexte, gemeinsam mit der Frage nach Konfessions- und Religions-Freundschaften;
- der gesamte Bereich kirchlicher Macht- und Autoritätsstrukturen - Freiheit und Menschenrechte als Thema für kirchliche Strukturen selbst, damit verbunden der gesamte Bereich der Rolle von Frauen und Laien.

Dieses letzte Bündel wird, schnürt man es auf, deutlich machen, dass es bei einem Papst, ist er ein Visionär, weniger um den Papst geht - und mehr um Christenheit und Christentum.

Religion als Risiko¹

In der Aufmerksamkeit und Anteilnahme an den momentanen kirchlichen Ereignissen auch in wenig religiösen Kontexten zeigt sich ein großes Bedürfnis nach Sicherheit, Klarheit, Kontinuität und Eindeutigkeit. Diese Sehnsucht nach Sicherheit ist verständlich, sowohl in Kontexten politischer Umbrüche und wachsender Armut als auch in Kontexten postmoderner Unsicherheiten.

Die Geschichte des Petrus bedient dieses Bedürfnis nicht. Statt Sicherheit und Bestätigung wird hier das Gewohnte massiv in Frage gestellt. Sicherheit ist im Kontext der Geschichte nur zu haben um den Preis des Ausschlusses anderer. Die Reaktion auf die Infragestellung des Gewohnten ist weder ein nachdrückliches Leugnen der Infragestellung, noch ein rasches Überbordwerfen alles Gewohnten. Das Gewohnte wird vielmehr neu betrachtet.

Religion im Sinn des Christentums ist ein Risiko, weil sie auf die Wahrheitsfrage bezogen ist. Diese Wahrheit ist kein Besitz, den man in einen Container packt und ihn zuschraubt, damit der Inhalt unversehrt weiter vererbt werden kann. Religiöse Wahrheit ist größer als alle traditionellen oder neu zu konstruierenden Container. Die deutlichste Kritik an Strukturen und Formen des Religiösen ist darum genuin religiöse Kritik.

Religion ist ein Risiko - kein Trostpflaster für die beschwerlicheren Strecken des Lebens. Zugleich ist dieses Risiko an eine grundlegende Zusage rückgebunden: die Zusage, dass Menschen vor jeder intellektuellen, kulturellen oder moralischen Leistung anerkannt und angenommen sind. Dies und nichts anderes ist der Ausgangspunkt christlicher Strukturen, Gebote und Gesetze. Das Christentum kann nicht dahinter zurück. Es kann von diesem Ort aus aber Gewohntes prüfen und damit sich selbst und für die Welt eine Zukunft eröffnen.

Ein Papst wird dann zum Nachfolger des Petrus, wenn er das, was heute absurd und lächerlich erscheint, zu erwägen und vielleicht zu realisieren wagt. Denn eine Kirche, die sich nicht ändern kann, verliert früher oder später das Recht und die Chance, die Welt zu verändern und gerät in Widerspruch zu der Botschaft, die sie verkündet.

¹ Vgl. dazu Detlef Linke, *Religion als Risiko. Geist, Glaube und Gehirn*, München 2003.